



**Octave Mirbeau**

**Tagebuch  
einer Kammerzofe**

# *Tagebuch einer Kammerzofe*

[Tagebuch einer Kammerzofe](#)

[I.](#)

[II.](#)

[III.](#)

[IV.](#)

[V.](#)

[VI.](#)

[VII.](#)

[VIII.](#)

[IX.](#)

[X.](#)

[XI.](#)

[XII.](#)

[XIII.](#)

[XIV.](#)

[XV.](#)

[XVI.](#)

[XVII.](#)

[Impressum](#)

# *Tagebuch einer Kammerzofe*

**Verfasser: Octave Mirbeau**

**Herausgeber: Gabriel Arch**

Digitale Reproduktion der Originalausgabe von 1901

Für die Buchung einer exklusiven Diskussionsrunde bzw. Lesung mit dem Herausgeber, Fragen, Wünschen oder Anmerkungen schreiben Sie eine E-Mail an:

**books.gabrielarch [at] t-online.de**

Auf Anfrage erhalten Sie kostenlos ein vom Herausgeber erstelltes BDSM-Lexikon und Kommentare zu den einzelnen Kapiteln.

© Copyright Titelbild: Pexels.com, Grayscale Photography of Women's Brassiere and Panty, Fotograf: Pixabay.com

<https://www.pexels.com/photo/adult-black-and-white-body-female-415314/>

# I.

14. September

An einem milden regenreichen Tag bin ich bei meiner neuen Dienststelle angekommen. Es ist die zwölfte in knapp zwei Jahren. Wohl gemerkt, hier soll nicht die Rede sein von allen anderen Stellen in den vorhergegangenen Jahren. Es wäre unmöglich, sie aufzuzählen. Oh, ich kann mich rühmen, bisher eine Unmenge von Wohnungen, Gesichtern und schmutzigen Seelen kennengelernt zu haben. Und damit hat es noch kein Ende. Ich wurde in meiner Laufbahn in einem außergewöhnlichen Wirbel hin und her gerissen, es war ein ständiger Wechsel von Büros zu Haushalten und von Haushalten zu Büros, vom Bois de Boulogne zur Bastille, vom Osservatoire zum Montmartre, von den Ternes zu den Gobelins, nirgends konnte ich länger Fuß fassen, ach, es war recht schwierig, mit den verschiedenen Herrschaften auszukommen. Einfach unglaublich, was man so als Kammerzofe alles erlebt.

Mein jetziges Engagement verdanke ich der Vermittlung der kleinen Annoncenspalte im *Figaro*, ohne daß ich meine neue Madame je zu Gesicht bekam. Wir schrieben uns bloß, und da kann man später zuweilen Überraschungen erleben. Die Briefe von Madame waren gut abgefaßt, das ist wahr. Aber sie offenbarten einen pedantischen, kleinlichen Charakter. Oh, welche Vielfalt an Wenn und Aber, an Warum und Weshalb. Ich weiß nicht, ob Madame geizig ist, doch keineswegs wählt sie ihr Briefpapier mit Sorgfalt, denn es stammt aus dem Kaufhaus Louvre, also billigstes Zeug.

Ich bin wahrhaftig nicht reich, aber ich entwickle mehr Geschmack als sie. Ich schreibe grundsätzlich auf nach Peau d'Espagne duftendem Papier, sehr schönes rosa oder blaues Papier, das ich bei meinen früheren Herrinnen stibitzte. Darunter gab es auch einige Bogen, die mit einer Grafenkrone geschmückt waren. Darüber wird meine neue Madame hübsch platt gewesen sein.

Nun bin ich also in der Normandie in Mesnil-Roy. Der Besitz von Madame, Le Prieuré, ist nicht allzu tief im Lande gelegen. Das ist ungefähr alles, was ich von dem Ort. an dem ich künftig leben werde, weiß.

Ich fühle mich ein wenig besorgt und beunruhigt und komme mir in diesem Provinznest wie begraben vor. Was ich bislang gesehen und gehört habe, erschreckt mich, und ich frage mich, was mich hier noch alles erwartet. Bestimmt fürchterliche Langeweile.

Ich bin nicht zum erstenmal in der Provinz in Stellung. Vor vier Jahren wurde ich in eine ähnliche Gegend verschlagen, nicht für lange, aber wirklich unter außergewöhnlichen Umständen. Ich erinnere mich dieses Abenteuers so deutlich, als läge es nur vierundzwanzig Stunden zurück. Obwohl die Details ein bißchen schlüpfrig und sogar zuweilen entsetzlich klingen, scheue ich mich nicht, sie zu erzählen. Übrigens mache ich aus Nächstenliebe meinen Leser darauf aufmerksam, daß ich bei der Niederschrift meiner Erlebnisse nicht die Absicht habe, etwas von mir selbst oder von den anderen zu vertuschen oder zu verschweigen. Im Gegenteil, ich werde mit der ganzen Offenheit, die mir eigen ist, vorgehen und das Leben und mein Dasein genauso brutal schildern, wie es wirklich war. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Seelen, denen man den Schleier herunterreißt, um sie nackt zu präsentieren, einen so starken Geruch sittlicher Verderbtheit und Verwesung ausströmen.

Und nun zur Sache:

Ich wurde in einem Vermittlungsbüro von einer dicken Haushälterin als Kammerzofe zu einem gewissen Monsieur Rabour in der Touraine angeworben. Als die Bedingungen besprochen waren, kam man überein, daß ich an einem bestimmten Tag einen bestimmten Zug zu einer bestimmten Stunde benützen und von dem und dem Bahnhof abgeholt werden sollte.

Als ich am Bestimmungsort ausstieg und meine Fahrkarte dem Kontrollor übergeben hatte, sprach mich am Ausgang ein untersetzter rotgesichtiger Kerl, eine Art Kutscher, mürrisch an. Er fragte: »Sind Sie die neue Kammerzofe von Monsieur Rabour?«

»Ja, die bin ich.«

»Haben Sie einen Koffer?«

»Ja, ich habe einen Koffer.«

»Geben Sie mir Ihren Gepäckschein, und erwarten Sie mich hier.«

Er begab sich auf den Perron. Die Angestellten umschwirrten ihn diensteifrig. Sie nannten ihn Monsieur Louis, und zwar in einem Ton freundschaftlichen Respektes. Louis suchte meinen Koffer unter einem Haufen anderer und ließ ihn zu einer leichten englischen Kutsche tragen, die bei der Schranke auf uns wartete.

»Also los – steigen Sie ein!«

Ich nahm neben ihm auf dem Kutschbock Platz, und wir fuhren los.

Der Kutscher beobachtete mich aus den Augenwinkeln. Auch ich nahm ihn aufs Korn. Ich merkte sofort, daß ich es mit einem rustikalen Burschen zu tun hatte, völlig unbewandert in seinem Metier, einem Kerl, der niemals in großen Häusern gedient hatte. Das gefiel mir nicht. Ich liebe die Burschen in schönen Livreen. Nichts betört mich so wie eine gutgeschnittene weiße Lederhose, die sich um nervige Schenkel preßt. Diesem Louis mangelte es vollkommen an Chic, er kutscherte ohne Handschuhe, in einem viel zu weiten, graublauen Anzug, mit einer flachen Schirmmütze aus ganz gewöhnlichem Lackleder und mit zweifacher Goldtresse verziert auf dem Kopf. Nein, wahrhaftig, in diesem Nest war man in der Mode weit zurück. Dazu dieses derbe, beinahe brutale Gesicht. Doch keineswegs ein schlechter Kerl im Grunde seines Herzens. Derartige Typen kenne ich. In den ersten Tagen spielen sie sich vor der Neuen weiß Gott wie auf, sie markieren den Schlaukopf, und zum Schluß geben sie es auf, alles renkt sich ein, oft besser, als man es wünschte.

Wir fuhren lange, ohne ein Wort zu wechseln. Er gab sich den Anschein eines eleganten Kutschers, er hielt die Zügel hoch und vollführte mit der Peitsche große Kreise. Oh, der war wirklich drollig . . . Ich nahm eine würdige Haltung an, tat so, als interessiere ich mich für das Land, an dem nichts Ungewöhnliches zu entdecken war, Felder, Bäume, Häuser wie überall. Plötzlich ließ er das Pferd in Schritt fallen, da es aufwärts ging, und ebenso unerwartet fragte er mich mit einer spöttischen Miene:

»Haben Sie wenigstens eine tüchtige Anzahl von Schuhen mitgebracht?«

»Ohne Zweifel!« sagte ich, ein wenig erstaunt über diese Frage, mehr noch über den eigentümlichen Ton, mit dem er sich an mich wandte. »Komische Frage! Was geht Sie das an? Sehr höflich sind Sie nicht, Sie Dicker! Wissen Sie das?«

Er stieß mich als Antwort leicht mit seinem Ellbogen an und zwinkerte mir dabei so sonderbar zu, daß ich mir dieses Gemisch von primitivem Belustigtsein und schmunzelnder Obszönität einfach nicht erklären konnte. Und dann sagte er mit höhnischem Grinsen:

»Ach so! Sie stellt sich dumm! Sie spielt die Ahnungslose! Oh, diese Scheinheilige!«

Dann schnalzte er mit der Zunge und trieb das Pferd zu schnellerem Traben an.

Ich war irritiert. Was sollte das bedeuten? Vielleicht nichts – gar nichts. Ich dachte mir, der gute Mann ist ein alberner Kerl, der es nicht besser versteht, mit Frauen umzugehen, und dem nichts Gescheiteres einfällt, um ein Gespräch mit mir zu beginnen, das fortzusetzen ich durchaus nicht gelaunt war.

Der Besitz von Monsieur Ravour war groß und das Haus wirklich sehr hübsch. Ein in hellgrünem Ton gestrichener Bau, inmitten von blühenden Wiesen und umgeben von einem Nadelwald, dessen Bäume lieblichen Harzgeruch ausströmten. Immer schon gefiel es mir am Lande ... Aber es ist merkwürdig, es stimmt mich traurig und macht mich schläfrig. Ich war also beim Eintreten ins Vestibül durch das kurze Gespräch mit diesem Blödling von einem Kutscher ein wenig unsicher und wurde sofort von der Haushälterin begrüßt, die mich im Pariser Vermittlungsbüro angeworben hatte. Gott weiß, was ihre vielen Fragen, sehr indiskrete Fragen über meine intimsten Gewohnheiten und Neigungen, bedeuteten, denn ihre Art hatte mich schon damals gestört und machte mich jetzt plötzlich mißtrauisch. Man kann derartige Situationen noch so oft erleben, man wird dennoch nicht klüger, nicht gleichgültiger, aber es hat auch keinen Zweck, darüber nachzudenken. Die Haushälterin hatte mir schon im Büro nicht gefallen, hier aber stieß sie mich geradezu ab, sie hatte im Aussehen

etwas von einer alten Kupplerin. Sie war dick und klein, mit einer riesigen schlaffen Brust und feuchten dicklichen Händen ohne Farbe, alles an ihr wirkte wie Gallerte. Ihre grauen Augen verrieten eine gewisse Bösartigkeit, eine kalte Bösartigkeit, dazu strahlten sie in ihrer Kälte auch noch Überlegenheit und zugleich Lasterhaftigkeit aus. Mit der ruhigen, grausamen Art ihres Anstarrens kam über mich das Gefühl, als wollte sie mir bis auf den Grund meiner Seele und meines Fleisches schauen, ihr Blick brachte mich fast zum Erröten.

Sie geleitete mich in einen kleinen Salon und verließ mich alsbald wieder. Im Hinausgehen sagte sie, sie würde Monsieur holen, denn er wollte mich sehen.

»Der Herr kennt Sie eben noch nicht«, fügte sie hinzu. »Ich habe Sie engagiert, das ist wahr, aber schließlich müssen Sie vor allem dem Herrn gefallen. . .«

Sie verschwand.

Ich sah mich im Raume um. Er wirkte ordentlich, sehr gepflegt und peinlich sauber. Die Möbel, die Parketten, die Kupferbeschläge, die Türen, sorgfältig lackiert, glänzten und glitzerten wie Spiegel und ließen einen erstarren. Nirgends ein bißchen Kleinkram, kein Protzendum, keine schweren Draperien, Stickereien und so fort, wie man sie in gewissen Pariser Häusern sieht. Aber alles atmete einen stilvollen Komfort aus, dezenten Reichtum, alles wirkte ruhig und ordentlich, kurz der typische wohlhabende Provinzstil. Donnerwetter, wie muß man sich in solchen Räumen langweilen!

Monsieur erschien. War das ein komischer kleiner Mann! Ein lustiger Anblick! Stellen Sie sich einen unscheinbaren Alten vor, überaus sorgfältig gekleidet, frisch rasiert, mit einem rosigen Gesicht. Frisiert und

geschniegelt wie eine Puppe. Er hielt sich sehr gerade, bewegte sich sehr lebhaft und bot einen appetitlichen Anblick, meiner Treu! Er hüpfte beim Gehen, hüpfte wie eine kleine Heuschrecke in den Wiesen. Er begrüßte mich mit großer Zuvorkommenheit und fragte:

»Wie heißen Sie, mein Kind?«

»Célestine, Monsieur.«

»Célestine . . .« wiederholte er. »Célestine? . . . Teufel! . . . Ein hübscher Name, ich könnte nichts Gegenteiliges behaupten . . . aber etwas zu lang, mein Kind, viel zu lang. Ich werde Sie Marie nennen, wenn Sie erlauben. Das ist doch auch sehr hübsch, und es ist kürzer. Und überhaupt, alle meine Kammermädchen nannte ich bisher Marie. Das ist eine Gewohnheit, die ich sehr ungern und nur mit großem Schmerz aufgeben würde. Ich muß bekennen, ich würde lieber auf diese Kammerzofe verzichten . . .«

Sie haben alle die komische Manie, einen nie beim eigenen Namen zu nennen. Mich wundert nichts mehr, man hat mir in den vielen Jahren, glaube ich, schon die Namen sämtlicher Kalenderheiligen gegeben.

Er fuhr fort:

»Also, es mißfällt Ihnen nicht, wenn ich Sie Marie nenne? Ist es abgemacht . . .?«

»Aber ja, Monsieur . . .«

»Hübsches Mädchen – guter Charakter – sehr gut, sehr gut!«

Das alles brachte er in einem fast ausgelassenen Ton hervor, dabei ungewöhnlich respektvoll, ohne mich dabei mit entkleidenden Blicken

abzutasten, wie das die Männer allgemein gerne tun. Er hatte mich kaum richtig angesehen, denn von dem Augenblick an, da er den Salon betreten hatte, starrte er wie fasziniert die ganze Zeit auf meine Schuhe.

»Haben Sie noch andere?« fragte er mich nach einem kurzen Schweigen, während seine Augen zu glitzern begannen.

»Mehr Namen, Monsieur?«

»Nein, mein Kind, mehr Schuhe!«

Und dabei fuhr er sich mit einer kleinen spitzen Katzenszunge über die Lippen.

Ich antwortete nicht sogleich. Das Wort Schuhe erinnerte mich an die lüsterne Neugier des Kutschers. Ich wurde stutzig. War also doch etwas dahinter? Als er nochmals und auffallend dringlicher fragte, antwortete ich mit ein wenig rauher, verwirrter Stimme, so als hätte ich eine galante Sünde zu beichten:

»Ja, Monsieur, ich habe noch andere.«

»Lackschuhe?«

»Ja, Monsieur.«

»Gut – gut – auch aus gelbem Leder?«

»Solche habe ich nicht, Monsieur.«

»Solche sollten Sie aber haben . . . Warten Sie, ich werde Ihnen welche schenken.«

»Danke, Monsieur!«

»Nun gut – jetzt kein Wort mehr!«

Ich hatte Angst. In seinen Augen war jetzt ein unheimlicher Glanz – wie rote Gewitterwolken –, und auf seiner Stirn perlte der Schweiß. Ich fürchtete, er könnte vielleicht ohnmächtig werden, und wollte gerade um Hilfe rufen aber der sonderbare Anfall klang rasch ab, und nach einigen Minuten fuhr er mit ruhiger Stimme fort, nur ein wenig Schaum glänzte noch in seinen Mundwinkeln:

»Es ist nichts – das ist vorbei . . . Verstehen Sie, mein Kind, ich bin ein bißchen sonderbar. Eigenheiten sind doch in meinem Alter erlaubt, nicht wahr? Sehen Sie, ich finde es zum Beispiel ungehörig, wenn eine Frau ihre Stiefel putzt, und niemals lasse ich es zu, daß sie die meinigen säubert. Ich schätze nämlich die Frauen sehr hoch, und deshalb kann ich es nicht dulden . . . Ich, mein Kind, werde Ihre kleinen lieben Schühchen putzen . . . Ich werde für ihre Pflege sorgen. Hören Sie mir gut zu, Marie, jeden Abend, bevor Sie zu Bett gehen, werden Sie Ihre Stiefelchen schön brav in mein Zimmer bringen. Sie werden sie neben mein Bett auf den Nachttisch stellen, und jeden Morgen, wenn Sie zum Fensteröffnen kommen, nehmen Sie sie wieder fort.«

Als ich ihn daraufhin vollkommen entgeistert anblickte, fügte er hinzu:

»Nicht erschrecken! Ist das etwas so Besonderes, worum ich Sie bitte? . . . Das ist doch etwas ganz Natürliches! Und wenn Sie schön gehorsam sind . . .«

Und da zog er plötzlich aus seiner Tasche zwei Louisdor, die er mir in die Hand drückte.

»Wenn Sie folgen, mein Kind, werden wir gut miteinander auskommen, ich will Ihnen öfters kleine Geschenke machen. Die Hausdame wird Ihnen

Ihr Gehalt auszahlen, aber ich, Marie, ich werde Ihnen ganz unter uns öfters kleine Geschenke machen. Und was verlange ich denn schon von Ihnen? Eigentlich nichts Außergewöhnliches, nicht wahr? Oder finden Sie es wirklich so ungewöhnlich? Mein Gott, was ist denn daran so ungewöhnlich?»

Monsieur bekam wieder seine Zustände. Während er so zu mir sprach, begannen seine Augenlider heftig zu flattern, wie Blätter im Sturm.

»Warum starrst du mich so an, Marie? Warum sagst du nichts? Sag doch irgend etwas . . . Warum machst du nicht ein paar Schritte, daß ich sehe, wie sie sich bewegen – wie sie leben, deine herzigen kleinen Schühchen . . .«

Er kniete vor mir nieder, küßte meine Schuhe, drückte sie mit fiebriger Zärtlichkeit an sich, streichelte sie, löste ihre Verschnürungen. Dabei stöhnte er und flehte mit einer hohen Kinderstimme:

»Oh! Marie . . . Marie, deine kleinen Schühchen . . . Gib sie mir, gib sie mir gleich jetzt – sofort, sofort . . . Ich will sie sogleich – gib sie mir!«

Ich stand wie angewurzelt. Der Schreck hatte mich gelähmt. Ich wußte nicht mehr, ob ich wachte oder träumte. Die Augen von Monsieur waren weiße, starre, von Blutstreifen unterlaufene Kugeln, in seinem Mund stand Schaum . . .

Schließlich nahm er meine Schuhe und schloß sich mit ihnen für zwei Stunden in seinem Zimmer ein.

»Sie gefallen Monsieur sehr gut«, sagte mir die Haushälterin bei einem Rundgang durch das Haus, »geben Sie sich Mühe, daß es dabei bleibt, so haben Sie hier eine gute Stelle.«

Als ich vier Tage später morgens in sein Zimmer kam, um die Fenster zu öffnen, wäre ich beinahe vor Schreck zu Boden gestürzt. Monsieur war tot! Er lag lang ausgestreckt auf dem Rücken in seinem Bett, fast nackt, und die Todesstarre war bereits eingetreten. Er hatte sich nicht dagegen gewehrt. Die Decken waren glattgestrichen, selbst das Bettuch verriet nicht die kleinsten Spuren eines Todeskampfes. Keine verkrampften Hände waren zu sehen, die versucht hätten, den Tod abzuwürgen . . . Ich hätte meinen können, er schlief, wenn sein Gesicht nicht so violett gewesen wäre, dunkelviolett wie Auberginen. Aber mehr als alles andere entsetzte mich der Anblick von Monsieurs Mund: zwischen den Zähnen seines Gebisses steckte einer meiner Stiefel, sie hatten sich in das Leder verbissen, so daß ich nach mehreren vergeblichen und ekelhaften Anstrengungen ein Rasiermesser zur Hilfe nehmen mußte, um den Toten von dem Schuhwerk im Mund zu befreien.

Weiß Gott, ich bin keine Heilige. Ich habe viele Männer gehabt, ich weiß also nur zu gut aus eigener Erfahrung, welch abscheulicher und närrischer Einfälle sie fähig sind. Aber ein Mann wie Monsieur? Meiner Treu, daß so was herumläuft! Solche abwegige Typen sind wirklich toll . . . Woher nehmen sie bloß ihre verrückten Ideen? Wo es doch so schön und natürlich ist, sich zu lieben, einfach und selbstverständlich, wie alle Welt.

Ich bin überzeugt, daß mir eine ähnliche Prüfung in diesem Haus nicht bevorsteht. Hier offenbart sich mir ein anderes Genre. Ist es besser? Oder schlechter? Ich habe keine Ahnung . . .

Aber etwas anderes macht mir Kopfzerbrechen. Und zwar: Vielleicht hätte ich längst mit all diesen ekelhaften Stellungen aufhören und ohne viel Skrupel einfach vom Domestikendasein zum galanten Gewerbe übergehen sollen. So haben es schon viele Dienstmädchen, die ich kannte, gemacht,

die, und das darf ich ohne Übertreibung behaupten, weniger attraktiv sind als ich. Ohne die falsche Bescheidene zu spielen, ohne mir zu schmeicheln, kann ich behaupten, daß ich über das gewisse Etwas verfüge. Ich besitze Chic, um den mich schon einige Damen von Welt, sogar öfters erfolgreiche Kokotten, beneidet haben. Vielleicht bin ich ein wenig zu groß geraten, dafür aber schlank und biegsam wie eine Gerte – sehr schönes blondes Haar, sehr schöne dunkelblaue Augen, verführerisch und strahlend, und dazu ein verwegenes geschwungener Mund. Ich wirke originell, ich reagiere schnell und lebhaft, nicht ohne Gemüt, und das ist genau die Mischung, die Männern gefällt. Ich hätte Karriere machen können. Leider, leider habe ich die besten Gelegenheiten stets durch eigene Ungeschicklichkeit verpatzt. Vermutlich werden sie nicht noch einmal wiederkommen – und vielleicht habe ich in solchen Fällen immer etwas Angst gehabt . . . Ja, ich hatte Angst, und schließlich weiß man ja nie, wohin so eine fabelhafte Gelegenheit führen kann. Ich habe in dieser Beziehung schon eine Menge Elend gesehen. Ja, ich habe wirklich oft Einblick in schreckliche Schicksale bekommen. Nicht immer entgeht man dem Opfergang beschämender Kontrollen, wie zum Beispiel dem Spießrutenlaufen von der Wache zum Spital. Um dieses abschreckende Bild zu vervollständigen, braucht man sich nur im Hintergrund die Hölle von Saint-Lazare vorzustellen. Dabei überläuft es einen und stimmt nachdenklich. Wer kann voraussagen, ob ich als alleinstehende Frau dieselben Chancen gehabt hätte wie als Kammerzofe? Unser Metier übt einen eigenen Reiz auf Männer aus, nicht nur ausschließlich unsere Person, so verführerisch wir auch sein mögen; ich nehme an, das Milieu, in dem wir leben, spielt dabei eine große Rolle. Vor allem die luxuriöse Atmosphäre unserer lasterhaften Herrinnen, die Verlockung, die von ihnen ausgeht, färbt auch ein wenig auf uns ab. Uns begehren die Männer unserer Herrinnen, deren geheimnisvolle Ausstrahlung sie auf uns übertragen.

Aber da gibt es noch etwas anderes. Trotz meines lasterhaften Lebenswandels habe ich mir glücklicherweise im Grund meines Wesens ein ehrliches religiöses Denken bewahrt, das mich vor dem endgültigen Fall in den finsternen Abgrund behütet. Hätte ich nicht meine Religion, meine Andacht in der Kirche, die Heilige Jungfrau, den heiligen Antonius von Padua und den ganzen dazugehörigen Flitter, wäre ich an den einsamen Abenden seelischen Tiefs noch viel, viel unglücklicher, das steht fest. Und wohin solche Stimmungen führen können, weiß nur der Teufel!

Schließlich – und das ist das schlimmste – bin ich Männern gegenüber schwach, ich verstehe es nicht, mich gegen sie zu wehren. Immer wieder würde ich das Opfer meiner Gutmütigkeit und ihrer Gier sein. Ich bin einfach in die Liebe verliebt, zu sehr verliebt, um daraus irgendwelchen Nutzen zu ziehen. Ich wäre nie imstande, von einem Mann, der mich glücklich macht und mich bis zu den flammenden Pforten der Ekstase führt, Geld zu fordern. Wenn diese Kerle auf mich einreden, wenn ich auf meinem Nacken das Bartkitzeln dieser Ungeheuer spüre und ihr heißer Atem über meinen Körper streicht, dann mache ich schlapp, und sie bekommen von mir, was sie wollen . . .

Nun bin ich also in Prieuré. Ob ich hier ähnliches erleben werde? Ich glaube nicht. Jedenfalls hat es nicht den Anschein. Nur nicht nachdenken. Besser ist es, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen! So entwickelt sich oft alles günstiger, als man denkt! Vorausgesetzt freilich, daß mich nicht gleich morgen ein Wort von Madame auf den Baum bringt, und ich, Pechvogel, der ich bin, wieder einmal gezwungen wäre, meine Habseligkeiten zu packen. Das wäre ärgerlich. Ich fühle mich nämlich seit einiger Zeit recht elend, Schmerzen im Unterleib und in den Nieren, und schon am frühen Morgen fühle ich mich wie zerschlagen. Magenschmerzen und ein merkwürdiges Nachlassen des Gedächtnisses quälen mich ebenso. Ich werde von Tag zu Tag reizbarer und nervöser. Als

ich mich vorhin im Spiegel betrachtete, erschrak ich über mein schlechtes Aussehen. Mein Teint, diese Bernsteinhaut, auf die ich immer so stolz war, war aschfahl, mein ganzes Gesicht wirkte müde, abgespannt. Werde ich am Ende schon alt? Um Gottes willen, nur nicht altern! In Paris ist es schwer, sich zu pflegen. Für einen selbst bleibt dort nie die richtige Zeit, das Leben ist in der Großstadt zu hektisch, zu gehetzt. Immer ist man von einer Menge Menschen umgeben. Zuviel Vergnügungen, zuviel Überraschungen. Und nichts soll man auslassen, alles mitmachen. Hier, am Lande, ist es ruhig. Welch wohltuender Frieden! Und welche Stille! Die Luft, die man einatmet, rein und gesund. Hier muß ich aushalten, und wenn ich mich noch so sehr langweile, gerade das wird mir gut tun.

Dummerweise habe ich nicht sehr viel Vertrauen zu diesem neuen Haushalt. Sicher, Madame ist recht nett zu mir, sie war so gnädig, mir Komplimente wegen meiner Kleidung zu machen, und schließlich mußte sie mir auch zu meinen Zeugnissen gratulieren. Was würde Madame wohl für ein Gesicht machen, wenn sie erführe, daß sie gefälscht sind! Am meisten staunt sie über meine Eleganz. Ja, ja, am ersten Tag sind sie meistens ganz nett, diese alten Stuten. Neue Besen kehren gut, den Spruch kennt man zur Genüge. Am nächsten Tag lernt man die Kehrseite der Medaille kennen. Und das wird wohl auch hier zutreffen. Um so sicherer, als mir Madames kalte harte Augen gar nicht gefallen, es sind geizige, mißtrauische Augen, Madame hat einen Inquisitorenblick. Ebensowenig gefallen mir ihre fahlen, spröden Lippen, die so verkniffen sind, daß sie wie mit einem weißen Häutchen überzogen wirken. Auch ihre unangenehme Redeweise stört mich. Diese kurzen unverbindlichen Sätze formen jedes Wort zu einer Beleidigung oder arten in eine Demütigung aus. Als sie mich über meine Vergangenheit und über dieses und jenes ausfragte, musterte sie mich derart unverfroren, daß mir sofort klar wurde: mach dir keine Illusionen – das ist wieder so eine geizige Person, die alle Schränke verschließt, die jeden Abend den Zucker

nachzählt, dem Verbrauch der Rosinen nachschnüffelt und an den Weinflaschen Striche macht!

Dennoch heißt es abwarten und den ersten Eindruck nicht überschätzen. So viele Münder haben zu mir gesprochen, so viele Blicke haben mich abgetastet, warum soll ich nicht eines Tages einen freundlichen Mund und einen mitleidigen Blick finden? Abwarten und Tee trinken. Das kostet nichts.

Kaum angekommen nach der stundenlangen Bahnfahrt dritter Klasse, wurde ich bereits von Madame durch das ganze Haus getrieben, ohne daß man mir in der Küche auch nur die kleinste Erfrischung angeboten hätte. Gott bewahre, ich mußte sogleich vom Keller bis zum Boden das ganze Haus kennenlernen, um auf dem laufenden zu sein. Oh, diese Gnädige verliert keine Zeit, weder die ihre noch die meine! Herrgott, ist das ein großer Kasten! Guten Appetit! Lauter Winkel und alle angehäuft mit Kram. Vier Dienstboten wären nötig, um diese Bude halbwegs instand zu halten. An das sehr weitläufige Erdgeschoß lehnen sich zwei terrassenartige Pavillons, darüber türmen sich die zwei Etagen, zwischen denen ich bestimmt einen Dauerlauf zurücklegen muß. Madame hatte nämlich den genialen Einfall, die Lingerie, die Wäschekammer, in der ich ja am meisten zu tun habe, in der Mansarde, wo die Dienstbotenzimmer liegen, einzurichten, sie selbst hält sich tagsüber gewöhnlich in einem kleinen Salon neben dem Speisesaal auf. Und diese Unmasse von Schränken, Schubladen, Abstellräumen und Rumpelkammern! Ich kam nicht dazu, sie abzuzählen. Wie soll ich mich jemals in diesem Bau zurechtfinden? Immer wieder bekam ich von Madame zu hören:

»Hier zum Beispiel, müssen Sie sehr achtgeben, meine Liebe, das ist ein schönes Stück, mein Kind. Sehr selten, beinahe antik, und darum sehr wertvoll.«

Anscheinend ist es unter ihrer Würde, mich bei meinem Namen zu nennen! Mit »meine Liebe, mein Kind«, damit kehrt sie bloß deutlich den Abstand zwischen Herrschaft und Domestiken heraus, so daß man statt guten Willen fast so etwas wie Haß verspürt. Wie kommt sie dazu, mich so zu titulieren? Sage ich etwa zu ihr »meine Beste«? Oder »Mütterchen«? Und immer wieder behauptet sie bei jedem Stück, daß es sehr wertvoll sei. Es ist zum Kotzen! Selbst der billigste Kitsch soll in meinen Augen von Wert sein, nur weil dieses Gerümpel ihr gehört. Nur unsereiner hat eine Vorstellung von gräßlicher Hausfraueneitelkeit. Sie wird einem deutlich vorgeführt. Und wohin sich diese Einbildung verirren kann! Von einer Petroleumlampe, die im übrigen eine ganz gewöhnliche Lampe wie alle anderen ist, behauptete sie, als sie mir ihre Funktion erklärte:

»Mein Kind, merken Sie sich: diese Lampe ist ein besonders wertvolles Stück, die könnte ich nur in England reparieren lassen. Hüten Sie sie wie Ihren Augapfel!«

Ich mußte mich zurückhalten, um nicht ausfallend zu werden und sie zu fragen:

»Zum Kuckuck, Mütterchen, und Euer Nachttopf? Auch so ein wertvolles Stück? Kann auch nur in London geflickt werden, wenn er einmal in Stücke geht?«

Meiner Treu, diese Leute bringen mich auf den Baum! Was die um ihren Plunder für ein Theater aufführen! Und damit wollen sie uns dann einschüchtern und Eindruck auf uns machen? Zum Schiefachen!

Also, dieses Haus ist nicht gerade ein Schmuckkasten. Jedenfalls kein Grund, um sich damit aufzuspielen. Na ja, von außen her mit den reichen Baumgruppen, den Gartenanlagen, die sich in sanften Linien bis zum Fluß hinunterziehen, und den großen dichten Rasenflächen sieht es schon nach

etwas Besonderem aus. Aber drinnen ist alles Mist, Dreck, verbraucht, und das wurmstichige Holz riecht nach Moder. Ich verstehe nicht, wie man in so einem Kasten leben kann. Mit den halsbrecherischen Wendeltreppen, deren Holz bei jedem Schritt verräterisch knackt, hat es etwas von einem Rattennest. Die Gänge sind niedrig und dunkel, statt weicher Teppiche geht man über schlecht gefügte Fliesen, die rot glasiert und zum Halsbrechen glatt sind, die Scheidewände sind zu dünn und aus zu trockenem Holz, so daß in den Stuben eine Akustik herrscht, als hockte man in einer Violine. Das Ganze besteht aus schlechtem Material, typisch finstere Provinz.

Natürlich ist das Haus auch nicht so möbliert, wie man es von Paris gewohnt ist. In allen Zimmern alte Mahagonimöbel, Fauteuils und Sofas sind schlecht gefedert, wackelig, die Bezüge aus verschlissenen Stoff. Und dazu abgetretene schäbige Wollteppiche. Die Salongarnitur, Sofa und Stühle, sind ungemütlich und steif, keine einzige bequeme Sitzgelegenheit. Darin bekommt man einen steifen Nacken und einen wunden Podex, stelle ich mir vor. Und ich liebe doch so die hellen zartgemusterten Stoffe, die großen elastischen Diwane, auf deren Daunenkissen man sich wollüstig ausstrecken kann, und überhaupt all diese hübschen modernen Möbel, die so einladend, so luxuriös und heiter wirken. Das Mobiliar hier stimmt mich geradezu traurig. Ich fürchte, ich werde mich kaum an diesen völligen Mangel an Bequemlichkeit gewöhnen, an dieses traurige, verstaubte alte Zeug.

Meine neue Herrin kleidet sich selbstverständlich nicht wie eine Pariser Dame, sie besitzt weder Chic, noch hat sie von der Haute Couture die leiseste Ahnung. Ihre Garderobe wirkt, wie man so sagt, zusammengestoppelt. Dabei spürt man, daß sie mit ihren Toiletten auf

gewisse Weise gefallen will, aber diese Art liegt mindestens ein Jahrzehnt hinter der Mode zurück, wenn man bei ihrer Kleidung überhaupt von Mode sprechen kann. Dennoch, um ehrlich zu sein, wäre Madame gar nicht so übel, sie müßte sich bloß ein wenig Mühe geben. Dann würde sie sicherlich ganz akzeptabel aussehen. Viel schlimmer als ihre Garderobe ist ihr penetrantes Unvermögen, Sympathie zu erwecken. Sie ist ausgesprochen unweiblich. Dabei hat diese Person ein regelmäßig geschnittenes Gesicht, naturblondes weiches Haar und eine frische Haut. Vielleicht ein wenig zu frisch, als litte sie an einer geheimen inneren Krankheit. Diese Art Frauen kenne ich nur zu gut, ihr frischer Teint kann mich nicht täuschen. Rosige Haut und innen wurmstichig, so ist es! Diese Damen halten sich überhaupt nur noch mit hypogastrischen Bandagen und Schnürleibern aufrecht und sonst irgendwelchen heimlichen komplizierten Tricks. Dennoch verfügen sie über das Talent, auf ihre Kosten zu kommen. Tatsächlich! So ein Weibsstück wird dabei kokett! Sie flirten in jeder verschwiegenen Ecke, halten ihr geschminktes Fleisch feil, klappern mit den Augendeckeln, wackeln mit den Popobacken und taugen höchstens noch dazu, unter Spiritus in einem Einsiedeglas auf einer Etagere zu stehen. Wehe denen, die mit ihnen zu tun haben. Ihnen zu dienen ist bestimmt kein Vergnügen.

Ihr Temperament und ihr Aussehen verraten nichts von ihrer erotischen Veranlagung, ich könnte eine Wette darauf eingehen, daß Madame bisher von wirklicher Liebe noch nichts zu spüren bekommen hat. Ihr Gesichtsausdruck wirkt verschlossen, ihre Bewegungen sind merkwürdig gehemmt. Keine Spur von Anmut, kein Hauch von Begierde, sich einer erlösenden Umarmung hinzugeben. Sie hat etwas Altjüngferliches in ihrem Gehaben, etwas Mumifiziertes in ihrem Wesen. Und das ist bei Blondinen eigentlich äußerst selten. Ich halte Madame nicht für fähig, beim Klang einer einschmeichelnden Musik wie etwa *Faust* – oh, dieser *Faust!* – sich wollüstig in die Arme eines liebestollen Mannes zu stürzen . . .

Nein, nein, sie täte das bestimmt nicht. Sie hat nicht einmal die merkwürdige Faszination häßlicher Frauen, deren Gesichter vor sinnlicher Begierde aufstrahlen und verführerische Lockung, beinahe Schönheit, hervorzaubern können. Aber vielleicht sollte ich nicht gar zuviel auf das Äußerliche ihrer Erscheinung geben. Ich habe noch viel abweisendere Frauen kennengelernt, von denen man dachte, sie wären nicht einmal imstande, von Lust und Liebe zu träumen. Und doch hatten es diese Frauenzimmer so faustdick hinter den Ohren, daß sie in aller Heimlichkeit mit ihrem Kammerdiener oder dem Kutscher die tollsten Kapriolen trieben.

Ich halte Madame für böswillig, launisch und falsch. Selbst wenn sie sich zur Liebenswürdigkeit zwingt, paßt sie auf die Dienstboten höllisch auf. Ich glaube, sie hat einen schlechten Charakter und ein hartes Herz. Vermutlich schikaniert sie das Personal nach allen Regeln der Kunst. Man hört wohl den ganzen Tag: »Verstehen Sie dies? Können Sie das? Lassen Sie bestimmt nichts fallen? Haben Sie ein gutes Gedächtnis? Sind Sie genau?« und so fort, das nimmt bestimmt kein Ende. Sicher sagt sie auch: »Sind Sie auch sauber? Ich bin auf Sauberkeit erpicht! Sonst drücke ich hie und da ein Auge zu, aber da gibt es keine Nachsicht.« Wofür hält mich diese Person? Für eine Bauerndirn? Für eine Stallmagd? Für einen Landtrampel? Sauberkeit! Wenn ich das schon höre! Alle gebärden sich wild wegen der Sauberkeit, aber wenn man sich ihre Unterwäsche einmal genauer ansieht, na, da kann man was von Sauberkeit erleben! Manchmal dreht sich einem da vor Ekel der Magen um.

Also auch von der Sauberkeit dieser Madame halte ich nicht viel. Als sie mich in ihr Badezimmer führte, war ich schön enttäuscht. Da gab es rein nichts, was eine kultivierte Frau für ihre Körperpflege braucht, keine Badewanne, kein Bidet. Und was da an Flakons und Tiegeln auf dem Tischchen stand, na, das war mehr als dürftig. Und dabei schnuppere ich

so gerne an diesen duftenden intimen kleinen Dingelchen. Ach, ich kann es ehrlich gesagt kaum noch erwarten, meine Gnädige ganz nackt zu sehen, schließlich will ich auch einmal meinen Spaß haben.

Als ich abends im Speisezimmer den Tisch deckte, bekam ich Monsieur zu sehen. Er kam direkt von der Jagd. Er ist ein großer Mann mit breiten Schultern, dazu ein dichter schwarzer Schnurrbart und ein matter Teint. Er scheint mir ein wenig schwerfällig und ungelenk, sonst aber ein ganz netter Kerl zu sein. Sicher ist er kein Genie wie zum Beispiel Monsieur Jules Lemaître, den ich häufig in der Rue Christophe-Colomb bedienen durfte. Er ist auch nicht so elegant wie Monsieur de Janzé, ach Gott, der war ein Juwel an Eleganz. Mit dem würde ich Monsieur gar nicht vergleichen, aber er wirkt sympathisch. Alles an diesem Mann läßt auf gute Laune schließen, auf Kraft, dazu passen sein krauses Haar, sein Stiernacken, seine festen Waden und sein sinnlicher roter, lächelnder Mund. Im Gegensatz zu Madame scheint er für die Liebe sehr geeignet. So etwas erkenne ich an den beweglichen Nüstern, an seinen gutmütigen und zugleich lustigen Augen. Noch nie habe ich bei einem Menschen so dichte Augenbrauen gesehen. Sie wirken geradezu obszön. Und diese dicht behaarten Hände! Oh, du dicker Papa, du mußt ganz schön aufgepackt haben! Wie die meisten etwas beschränkten Männer gibt er sich sehr schüchtern, aber dafür ist er muskulös. Keine schlechte Mischung.

Als er mich entdeckte, spiegelte sein Gesichtsausdruck Wohlwollen, Überraschung und Befriedigung wider. Zugleich auch ein bißchen Keckheit, und, ohne unverschämt zu werden, zog er mich ein wenig mit seinen Blicken aus. Anscheinend ist der gute Mann nicht an Kammerzofen wie mich gewöhnt. Ich habe auf ihn augenblicklich Eindruck gemacht und ihn ein wenig verwirrt. Er sagte unter leichtem Schnaufen:

»Aha, hm, hm. Dann sind Sie also die neue Kammerzofe?«

Ich streckte meinen Busen vor, schlug die Augen nieder und sagte bescheiden und aufmunternd zugleich:

»Ja, Monsieur, die bin ich.«

Ich hatte ihn aufgeregt, denn er stotterte:

»Sie sind also schon angekommen? Sehr schön, sehr gut.«

Er hätte wohl gerne noch etwas mehr gesagt, suchte offensichtlich nach Worten, aber da er weder über Redegewandtheit noch Schlagfertigkeit verfügte, fand er einfach nichts. Ich amüsierte mich königlich über seine Verlegenheit. Endlich, nach kurzem Schweigen:

»Also – da kommen Sie direkt aus Paris?«

»Ja, Monsieur.«

»Sehr gut – wirklich sehr gut . . .«

Dann, er gab sich dabei einen Ruck, sagte er händereibend:

»Und wie heißen Sie?«

»Célestine, Monsieur.«

Und wieder rieb er sich die Hände. Und dann:

»So, so – Célestine . . . Gut, wirklich sehr gut . . . Kein alltäglicher Name – ein hübscher Name! Tatsächlich. Hoffentlich ruft Sie Madame nicht bei einem anderen . . . Das tut sie nämlich gern . . .«

Ich antwortete höflich und bescheiden:

»Wie Madame es wünscht.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich . . . Aber ich finde, es ist wirklich ein hübscher Name . . .«

Ich mußte das Lachen verbeißen. Monsieur stolzierte im Zimmer auf und ab, ließ sich dann plötzlich auf einen Stuhl fallen, streckte die Beine weit aus und fragte mit bittender Stimme und demütigem Blick:

»Also gut, Célestine . . . Ich werde Sie jedenfalls immer so nennen. Würden Sie mir jetzt bitte helfen, die Stiefel auszuziehen? Das stört Sie doch hoffentlich nicht?«

»Aber keineswegs, Monsieur.«

»Weil nämlich diese verdammten Stiefel . . . Sie sind so schwierig – sie rutschen nicht.«

Mit einer möglichst anmutigen und geschmeidigen Bewegung, die ich sogar etwas aufreizend zu gestalten versuchte, ließ ich mich zu seinen Füßen auf ein Knie nieder. Und während ich ihm half, die verschmutzten, triefnassen Stiefel auszuziehen, fühlte ich sogleich, daß das Parfüm meines Nackens ihm schmeichelte und daß sein Blick mit zunehmendem Interesse und mit wachsendem Vergnügen die Konturen unter meiner Bluse und überhaupt alles, was sich unter ihrem Stoff und dem Rock ahnen ließ, prüfte.

»Sapristi! Célestine . . .« Er schnaufte hörbar und murmelte dann: »Sie duften verflixt gut . . .«

Ohne aufzuschauen sagte ich unschuldig:

»Ich, Monsieur?«

»Wer denn sonst . . . Donnerwetter! Meine Füße sind es wohl nicht – he?«

»Oh, Monsieur!«

Und dieses »Oh, Monsieur!« war eine Verteidigung seiner Füße, ein kameradschaftlicher Verweis gegen seine Familiarität und zugleich eine freundliche Ermunterung. – Hatte er kapiert? Seine Chance begriffen? Ich glaube es. denn er wiederholte betuernder als zuvor, beinahe mit einem verliebten Zittern in der erregten Stimme:

»Célestine . . . Sie duften verflixt gut – verflixt gut ...«

Na endlich! Der dicke Papa wurde langsam lebendig. Ich stellte mich so, als wäre ich über seine Zudringlichkeit etwas schockiert, aber ich schwieg. Schüchtern und Weiberlisten gegenüber völlig hilflos, verstummte Monsieur erschrocken. Bestimmt glaubte er, er sei zu weit gegangen und wechselte schnell den Gesprächsstoff:

»Und sonst, Célestine? Haben Sie sich hier schon ein wenig eingelebt?«

Komische Frage! Ob ich mich hier schon eingelebt habe? Jetzt schon! Kaum drei Stunden in diesem Haus? Ich mußte mir auf die Lippen beißen, um nicht hellauf zu lachen . . . Ein komischer, ein bißchen blöder Vogel, dieser Alte, bestimmt keiner der Klügsten.

Aber das tut nichts. Er mißfällt mir nicht. In seiner Art hat er sogar eine gewisse Anziehungskraft. Er riecht nach Mann, und diese tierische, natürliche Ausdünstung hat für mich nichts Abstoßendes, im Gegenteil, ich fühle mich erregt.

Endlich waren die Stiefel ausgezogen. Jetzt fragte ich, um einen guten Eindruck zu hinterlassen, mit sanfter Stimme:

»Monsieur ist also Jäger. Hatte Monsieur heute Jagdglück?«

»Ach, ich bin kein richtiger Jäger, Célestine«, sagte er kopfschüttelnd, »ich gehe einfach morgens hinaus, um zu marschieren, um Bewegung zu machen – um nicht hier im Hause zu bleiben, wo ich mich so gräßlich langweile.«

»Oh, Monsieur langweilt sich hier?«

Diesen Ausspruch wollte er schnell verbessern und meinte galant:

»Das soll heißen – ich langweilte mich bis zu dieser Stunde . . . Und jetzt – also kurz und gut – nämlich . . .«

Und dann flüsterte er mit einem einfältigen und zugleich rührenden Lächeln:

»Célestine?«

»Monsieur?«

»Würden Sie so lieb sein, mir meine Pantoffel zu holen? Entschuldigen Sie vielmals!«

»Aber, Monsieur, dazu bin ich ja engagiert!«

»Ja, natürlich, also . . . Sie stehen unter der Treppe – in einem niederen, finsternen Verschlag – ganz links . . .«

Ich glaube, von diesem Typ Mann kann man allerhand bekommen. Vielleicht sogar alles. Schlau ist er nicht, er ergibt sich bei der ersten Attacke. Oh, man kann bestimmt allerhand aus ihm herausholen.

Das Abendessen war ziemlich dürftig, da es aus den Resten des Vortages zusammengesetzt war. Es verlief ohne Zwischenfälle, in fast totalem Schweigen. Monsieur aß nicht, er verschlang die Bissen, während Madame mit verächtlicher Miene in ihrem Essen herumstocherte. Sie hält anscheinend mehr von Tabletten und Tröpfchen und Pillen. Man muß vor ihrem Platz täglich eine ganze Apotheke aufbauen. Das Ehepaar sprach sehr wenig, und wenn, dann nur über die Angelegenheiten und die Personen aus der Umgebung, für die ich mich nur sehr mäßig interessierte. Ich hörte heraus, daß sie eigentlich kaum Gäste empfangen, außerdem war nicht zu übersehen, daß diese beiden Menschen mit ihren Gedanken ganz woanders waren.

Beide beobachteten mich. Jeder in seiner Art. Madame mißtrauisch und übellaunig und sicher damit beschäftigt, sich Schikanen für mich auszudenken. Monsieur wagte es nicht, mich offen anzusehen, aber er zwinkerte mir heimlich recht bedeutsam zu und bemühte sich, meine Hände nicht zu auffällig anzustarren. Komisch! Anscheinend finden die Männer immer etwas Besonderes an meinen Händen. Na, ich tat jedenfalls so, als bemerkte ich nichts, ich bewegte mich anmutig und geschickt, ich kam und ging mit überlegener Miene. Wenn dieses Paar in mein Inneres hätte sehen können, wie ich in das ihre! Aber sie hatten nicht die Fähigkeit, die Gedanken anderer zu erraten.

Ich liebe es zu servieren. Da kann man die besten Beobachtungen machen, da lernt man die Herrschaften bald ganz nah kennen. Zuerst geben sie sich ja noch Mühe, sie belauern einander, aber plötzlich ist es aus mit der Vorsicht, und sie verraten und enthüllen ihr wahres Wesen. Sie vergessen den bedienenden Dienstboten, der ihre Schwächen und Fehler genau kontrolliert, ihre moralischen Mängel erkennt und zu seiner Überraschung vernimmt, zu welcher abscheulichen Infamien und schmutzigen Gedanken die ehrenwerte Bourgeoisie fähig ist, welche

niedere Gesinnung sie uns enthüllt. Das ist nämlich unser größtes Vergnügen: unfreiwillige Geständnisse einzusammeln, sie im Gedächtnis zu etikettieren und daraus in aller Heimlichkeit eine gefährliche Waffe zu schmieden. Und wofür? Für den Tag der Abrechnung.

Der erste Kontakt mit meinen neuen Herrschaften war noch nicht sehr ergiebig. Mitbekommen habe ich jedenfalls, daß die Ehe nicht stimmt, daß Monsieur im Haus nichts zu sagen hat, da Madame das Zepter schwingt, und daß er vor ihr wie ein kleines Kind zittert. Ach, der arme Kerl hat an ihrer Seite nichts zu lachen. Vermutlich tut sie alles, um ihm das Leben sauer zu machen. Vielleicht ist es ganz gut für ihn, daß ich jetzt hier bin.

Beim Dessert versetzte Madame mir dann den ersten Hieb, nachdem sie schon während der ganzen Zeit beim Servieren über meine Hände die Nase gerümpft hatte:

»Ich mag es nicht, daß sich meine Dienstboten parfümieren.«

Da ich mir nichts anmerken ließ und so tat, als gingen mich diese Worte gar nichts an, wurde sie böse:

»Haben Sie verstanden, Célestine?«

»Gewiß, Madame.«

Dabei warf ich einen verstohlenen Blick auf Monsieur, der doch Parfüm sehr zu schätzen weiß, jedenfalls meines. Der arme Mensch hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und verhielt sich ganz uninteressiert, aber innerlich war er bestimmt beschämt und entsetzt. Sein Blick verfolgte den Flug einer Wespe, die über einem Fruchtkorb dahinsummt, und plötzlich lastete eine bleierne Stille im Speisezimmer, die Dämmerung schlich traurig herein, und von der Zimmerdecke floß eine unerklärliche